

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

124 (30.5.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 41

ähnlich der von Messina, die Folge sein. Und wo die Zerrüttung der Kruste bis in die Tiefen hinabreicht, wo die glühenden Massen des Erdinneren unter ungeheurem Druck lagern — da befreien sie sich dringen ans Licht und bauen über der Spalte einen Vulkankegel auf, so zugleich die Wunden heilend, die hier die Entwicklung schlug. Eine Reihe zum großen Teil noch tätiger Vulkane bezeichnet den Verlauf der Bruchlinien im Mitteländischen Meer. Zwischen Sizilien und Tunis liegen Pantellaria und die jetzt verjunkene Insel Ferdinandea, nördlich vom Aetna erheben sich die Vulkanberge der Liparischen Inseln aus dem Meer.

Seit vielen Jahrtausenden bereits dauert die Eruptions-tätigkeit des Aetna an. Mit vulkanischer Wut, mit Bomben und Kapilli und mit Lavaströmen hat er sich allmählich selbst auf-gebaut und bedeckt heute einen Flächenraum von über 130 Qua-dratkilometern. Der Hauptkrater wuchs schon bis in solche Höhen empor, daß in dem Schlot nur die Gasmassen glühende Steine und Aschenmassen emporzuschleudern können. Die Lava kann nicht mehr so hoch emporsteigen. Ihrem gewaltigen Druck vermögen daher die Klaffen des Berges nicht standzuhalten. Bald hoch, bald tief bilden sich an den Berghängen Spalten, aus denen die Lava in glutflüssigen Strömen hervorquillt. So ent- stehen, gleich Warzen, auf dem großen Vulkan lauter Miniatur-vulkane, sogenannte parasitische Krater. Deren zählt man am Aetna bereits über 800. Allein beim Ausbruch des Berges im Jahre 1874 entstanden im Laufe weniger Stunden 36 neue Seitenkegel! Meist ist die Tätigkeit dieser Seitenkrater mit einer einzigen Eruption erschöpft. Die Schlotmündung wird durch erhaltende Lava verstopft. Später aufdringende Lava-ströme müssen sich neue Auswege suchen.

In der Aetnaegend sind die Lavaausbrüche sehr gefährdet. Die verwitternden Aschenmassen geben einen sehr fruchtbaren Boden ab, und immer wieder bringt der Mensch die Gänge auf-märks, um Wein- und Obstdärten anzulegen. Der feurigste Wein Siziliens wächst auf den Aschenfeldern des Aetna. Die Feuersglut des Vulkans scheint sich ihm mitzuteilen. Jeder Ausbruch aber vermag die Mühe vieler Jahre zunichte zu machen und Millionenwerte zu zerstören. Selten geschieht es allerdings, daß Menschen bei Lavaausbrüchen umkommen. Lang-sam fließende Lavaströme werden von Mauern und Wuchswert eine Zeitlang aufgehalten; ist das Gefälle dagegen groß, dann brechen sich die Lavaströme gleich Wildbächen gewaltig Bahn, breiten sich überallhin aus und vernichten alle halbten Häuser und Kulturen. Wiederholt wurden Städte im Altertum voll-kommen zerstört. Catania, das heute 140 000 Einwohner zählt, ist eigentlich niemals vor einer Lavaüberflutung sicher.

Wohl der heftigste Aetnaausbruch, den wir kennen, fand im Jahre 1669 statt. Er dauerte fast vier Monate. Der Haupt-gipfel des Berges stürzte dabei ein. An seiner Flanke öffnete sich in der Länge von 18 Kilometern eine breite Spalte. An deren unterem Ende trat ein riesiger Lavastrom aus, dessen Krümmung die Monti Rossi bildeten. Der Glutstrom bedeckte ein Areal von etwa 50 Quadratkilometern, verbrannte vierzehn Ortschaften, überflutete die Mauern von Catania und legte die größere Hälfte der Stadt in Asche. Schließlich schob er sich noch als ein 5-600 Meter hoher Wall ziehend einige hundert Meter ins Meer hinein. Die damals jutage geförderte Lava-menge betrug annähernd eine Milliarde Kubikmeter; rechnen wir den Kubikmeter nur zu 1500 Kilo Gewicht, so betrug das Gesamtgewicht des Lavastromes etwa eine halbe Million Kilo Gewicht. Drei Millionen Güterzüge zu je 50 Wagen wären zum Transport dieser Kiesenmassen notwendig gewesen!

Auf dem am meisten heimgesuchten Südrhang des Berges ereigneten sich auch die jüngsten Ausbrüche. 1886 entstand der Monte Gemellaro. Im Jahre 1892 dauerten die Eruptionen 5 Monate; aus sechs neu aufgerissenen Kratern drangen da-mals die Glutmassen. Auch im Jahre 1910 waren Lavaergüsse aus neugebildeten parasitischen Kratern zu verzeichnen.

Möglicherweise stehen wir jetzt am Beginn einer neuen Eruptionsperiode. Und die bange Frage, die allen Umwohnern auf den Lippen liegt, wird lauten: nach welcher Seite werden sich diesmal die Lavaströme wenden?

Den Auftakt haben die Erderschütterungen der letzten Wochen gegeben. Wiederholt hat man beobachtet, daß Vulkan-eruptionen eine gewisse Abhängigkeit von Erdstößen besitzen, daß sie mit diesen in Zusammenhang zu stehen scheinen. Wäh-rend des großen kalabrischen Bebens von 1905 zeigte der Befug keine Spur ungewohnter Tätigkeit; acht Monate darauf jedoch hatte er die größte Eruption, seit drei Jahrhunderten! Ebenso hat man beim Aetna stets Erdbeben als Vorläufer stärkerer Ausbrüche beobachtet. Möglicherweise können wir uns den Zu-sammenhang derart denken, daß durch die Bewegungen der Krustenschollen unserer Erde — die wir als Erdbeben fühlen — eine Druckentlastung des glühenden Erdinneren stattfindet, wobei sich dieses einen Weg an die Oberfläche der Erde bahnt. Daß nun eine verheerende Katastrophe in der Umgebung des Aetna bevorstehe, soll selbstverständlich nicht behauptet werden;

aber auf ihre Möglichkeit hinzuwirken, ist sprunghaft der Forderung, selbst wenn sich der unheimliche Feuerberg diesmal mit einer bloßen Drohung begnügen sollte!
Gg. Engelbert Graf.

Für unsere Frauen.

Frauen, kämpft gegen den Lebensmittelwucher!

Die hohen Preise der Lebensmittel erschweren dem Proletariate mehr und mehr die Lebenshaltung. Die ganze Last fällt hier auf die proletarische Hausfrau und Mutter. Sie soll das Kunststück fertig bringen, mit dem so knapp bemessenen Hausstandsgeld Mann, Kinder und sich selbst ausreichend zu ernähren. Das ist natürlich ganz unmöglich, sogar auf das für Kinder so nötige Nahrungsmittel Milch muß bis auf einen kleinen Rest verzichtet werden.

Die Lebensmittel sind künstlich durch Zölle und Steuern verteuert worden, um damit den Staatskassen und die Taschen der Junker zu füllen. Schon jetzt liegen auf den so wichtigen Nahrungsmitteln wie Fleisch, Kartoffeln, Jüder, Salz, Brot, Butter, Mehl, Eier, auf einigen Gemüsesorten, wie Kartoffel, Weißkohl, Wirsingkohl, auf einigen Obstsorten, wie Weintrauben, Birnen, Zwetschgen, Apfelsinen, auch auf den Genussmitteln, wie Kaffee, Tee, Kakao, Steuern und Zölle.

Neuerdings ist eine Bewegung im Gange, die bezwecken soll, daß in Zukunft die Zölle auf fast alle Gemüse und Obstsorten ausgedehnt werden sollen. Das für den Mittagsstich des Proletariats so wichtige, ja, das wichtigste Nahrungsmittel, das Gemüse, soll mit Zoll belegt werden. Das würde auch für die einheimischen Gemüse eine Preissteigerung im Gefolge haben. Man muß sich klar machen, was das für die Ernährung der ärmeren Volksschichten zu bedeuten hätte! Die Folge wäre entsetzlich! Selbst das Gemüsequantum würde den Proletariern dann noch verkleinert. Mit dem Obst wäre es dieselbe Sache, doch würde sich das den Arbeitern und ihren Familien nicht so spürbar machen, da ja heute schon das Obst leider kaum noch auf den Proletariatsstich kommt. Schon heute ist es der Arbeiterfrau unmöglich, ihren Kindern so wichtige Nahrungs-mittel, wie Kefel, Apfelsinen, Bananen, Weintrauben usw. täglich zu geben. Nur als Lederbissen, höchst selten, gelangen diese Früchte auf den Proletariatsstich.

Wegen die geplanten neuen Zölle muß wirksamer Protest ausgedehnt werden, und besonders die Arbeiterfrauen müssen sich zusammenschließen, um der Lebensmittelteuerung entgegen-zuarbeiten, denn sie werden am härtesten dadurch betroffen.

Schon vor einiger Zeit haben im Ausland bürgerliche Frauen Hausfrauen-Vereine gegründet mit dem Zweck, die stets wachsende Teuerung der Lebensmittel zu bekämpfen. Diese Vereine haben in Oesterreich und in Ungarn einen starken Ein-fluß auf das öffentliche Leben ausgeübt. Auch in Deutschland beginnen die bürgerlichen Hausfrauen jetzt, in der gleichen Weise zu arbeiten. Nach einem Bericht der Wostischen Zeitung sind in Eisenach, Weimar, Königsberg und Köln und in an-deren Städten Hausfrauenvereine entstanden, deren Hauptar-beitsgebiet darin liegt, einen Einfluß auf die Lebensmittelpreise zu gewinnen. Bisher freilich haben sie sich weniger mit den Fragen der aktuellen Politik befaßt. Diesen Weg hat der Mü n c h e n Hausfrauenverein beschritten, der in einer ener-gisch gefaßten Resolution Stellung gegen die drohenden Gemüse- und Obstzölle und gegen die Zölle auf Fisch und Milch genom-men hat.

Mit Resolutionen allein ist noch nicht viel getan. Die Arbeiterfrauen müssen sich in der politischen Arbeiterbewegung organisieren und hier gemeinsam mit den Männern für ener-gische Maßnahmen, auch Demonstrationen, eintreten. Wir dür-fen, wie nirgends, so auch auf diesem Gebiete nicht, den bürger-lichen Frauen das Feld überlassen und uns vor ihnen zuvor-kommen lassen.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeit-schriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Von der Gleichheit, Zeitschrift für die Interessen der Ar-beiterinnen, ist uns soeben Nr. 18 des 24. Jahrganges zuge-gangen.

Die Gleichheit erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfa. Durch die Post bezogen beträgt der Abonne-mentspreis vierteljährlich ohne Postgebühr 55 Pfa.; unter Kreuzband 85 Pfa. Jahresabonnement 2.00 Mk.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 41.

Karlsruhe, Samstag den 30. Mai 1914.

34. Jahrgang.

Pfingsten!

Sieh auf, der du noch traurig bist,
Von banger Not beklommen;
Es lebt ein neuer Geist, der ist
Erlösend uns gekommen.
Sieh auf und blicke um dich her,
Der du dich wohnst verlassen:
Er überbrückte Meer und Meer
Und geht durch alle Gassen.

In jede Kammer tritt er ein
Mit freundlicher Gebärde:
O Mensch, du sollst kein Dulder sein
Auf dieser schönen Erde!
Was willst du, fern von Luft und Licht,
Dein Haupt verzweifelt neigen?
Schwer hängen an den Zweigen?

Hörst du des Daseins Stimme nicht?
Wie laut die Uhren schlagen:
Allmählich wird zu Sieg und Licht
Der neue Geist getragen.
Der neue Geist, der heilige Geist,
Der uns zu hellem Leben
Die Pfade der Erlösung weist
Und dich auch will erheben.

Wo er um neue Wege stritt,
Fügt sich ein Schritt zum andern:
Du mußt und alle müßten mit
Den Stunden vorwärts wandern.
Da hilft kein Weigern und kein Galt,
Kein Zittern und kein Beten;
Es wird von mächtiger Gewalt
Der Zaubende getreten.

Sieh, wie es drängt, sieh, wie es treibt!
Rastlos zu neuen Zielen!
Weh dir, der in dem Dunkel bleibt,
Wo ruhmlos Sklaven fielen!
Weh dir, der du dich sorgst und müßt
Und nichts die Brust dir weitet,
Der du den neuen Geist nicht siehst,
Der aus dem Staube leitet!

Sieh um dich her, sieh um dich her!
Denn du bist nicht verlassen.
Er überbrückte Meer und Meer
Und geht durch alle Gassen.
In keinem Orte steht er stumm;
Allüberall auf Erden
Klingt hell sein Evangelium:
Wir wollen Menschen werden!

Das wahre Pfingstwunder.

Von G. Falkenfels.

Mit Blütenprangen und höchster Lebenslust zieht all-jährlich Pfingsten in Flor und Au und gilt doch nicht für ein Fest der Natur, sondern für eines des Geistes. Die mächtigste Organisation wollte das so und feiert bei Licht besehen unter dem Gewande der schönen Pfingstlegende eigentlich das Fest ihrer Solidarität, ihren ersten Montag, an dem sich ihre ersten Jünger den Schwur leisteten, die Propaganda des neuen Gedankens, der sich in der Kirche seine Organisation schuf, hinauszutragen in die weitesten Volksmassen. Wären aber jener ersten Werber für die Kirchenidee der Natur kundig gewesen, sie hätten gar bald einen prächtigen Zusammenhang zwischen ihrem Tun und dem natürlichen Geschehen herausgefunden, ein Wunder des Pfingstfestes, das sich alljährlich aufs neue wiederholt und doch in seinem tiefsten Grunde trotz aller Erkenntnis und Forschung noch nicht durchschaut ist.

Um jede Pfingstwende ereignet sich die fromme Erzählung des Neuen Testaments in Wirklichkeit auf allen Straßen. Ein heiliger Geist treibt die Lebendigen an zu wandern, sich zu zerstreuen auf dem weiten Erdenrund. Und trotzdem sie viele Sprachen sprechen, verstehen sie doch alle diese innere Bunge des Weltengestes und tun in sei-nem Sinne. So haben sie den Erdball erobert.

Man könnte leicht in solche poetische Form fassen die Tatsache, die gerade zur Zeit des Volksfrühlings, dessen Symbol ja das Pfingstfest bei uns geworden ist, so recht in die Augen springt: nämlich die leisen Wanderungen und die Allverbreitung der Pflanzenwelt auf dem Erdenrund.

Es erscheint den meisten Menschen selbstverständlich und ist doch eine Rätselfrage, daß es nicht ein Stückchen frucht-barer Erde gibt, auf dem es nicht grünt und blüht, wenn der Frühling ins Land kommt. Die Tierwelt ist keines-wegs so allverbreitet, und während es auch nicht eine Insel im Weltmeer unter lebenermöglichstem Klima gibt, die des Pflanzenkleides entbehrt, sind große Tiergruppen von den weitesten Gebieten ausgeschlossen. Viele Inseln im Stillen Ozean entbehren z. B. aller Vierfüßler und Schlan-gen. Neutiere gibt es in Europa überhaupt nicht, ob-wohl solche von dem austral-asiatischen Inselkontinent nicht unjährl nach Siamen und von dort weitergelangen hät-ten können. Ebenso entbehrt der amerikanische Kontinent völlig der Dickhäuter, wenigleich um die Zeit, als es solche in Europa und auch schon in Afrika gab, Landbrücken nach Amerika hin bestanden. Sonst wären ja auch nicht jene Urnegere, deren Reste man unlängst in Patagonien fand, nach Südamerika gewandert.

Demgegenüber steht die Tatsache, daß gewisse Tiere, so die Stubenfliege und namentlich viele Pflanzen auf der ganzen Erde Verbreitung gefunden haben. Ein solches Gewächs ist der Schilfrohr; hierher gehören die Wasser-linien, die Brennnesseln, die Baumwinde und viele andere mehr. Wo immer der Mensch hingelange, überall boten ihm diese Pflanzen einen Heimatgruß; unter den Tropen Amerikas ebenso wie in China oder Australien.

Das ist das Pfingstwunder für den Naturkundigen. Warum kann die eine Pflanze überall hingelangen und festen Fuß fassen, die andere aber nicht?

Schon das erste Nachdenken sagt, daß solches nicht allein eine Folge der „Propaganda“, naturwissenschaftlich

gebrochen: der Verbreitungsmittel sein könne. Denn die stehen so ziemlich jedem Lebewesen zu Gebote, und wenn natürlich auch Vögel sich gewiß rascher verbreiten können, als Schnaden, oder das Fröhen des Löwenzahns mit seinem Flug rascher in weitem Flug von Land zu Land gelangt als etwa das Weichen, dessen Samen von Ameisen verschleppt wird, so ist das doch nur die Frage einer gewissen Zeit, bis auch der langsamste Wanderer den Erdball umkreist hat. Nehmen wir die hundert Meter, die der Wald durchschnittlich jährlich bei natürlicher Verfüngung wandert, wenn man ihm Dedland überläßt, als die unterste Grenze an, so müssen alle Pflanzen theoretisch in 400 000 Jahren um den ganzen, an 40 000 Kilometer betragenden Umfang der Erde gewandert sein. Es ist aber viel mehr Zeit verlossen, seitdem es die heutigen Blütenpflanzen gibt. Wenn also trotzdem nur einige Alerweltbürger geworden sind, muß das andere Ursachen haben. Die aber sind das Rätsel. Man hat das so ausgedrückt: jede Tier- und Pflanzenart hat nur ein bestimmtes Verbreitungsgebiet und ruht nicht, bis es dieses nicht ganz ausgefüllt hat. Wodurch aber dieses Verbreitungsgebiet bestimmt wird, das ist uns wunderbar geblieben. Eine Brennnessel, die von Grönland bis Kairo, von San Franzisko bis zu den Vorstädten des australischen Sydney gleich gut gedeiht, besteht aus der gleichen Lebenssubstanz wie etwa die Frühlingsknotenblume, die nur auf ganz engem Gebiet, nicht einmal in ganz Deutschland blüht und sich freiwillig sonst nirgends hin verbreitet. Worauf beruht dieser Unterschied? Wir wissen es nicht.

Wir sehen nur, daß die gleiche Erscheinung auch in der Wahl der Welt des Geistigen zu uns spricht und uns nahe legt, daran zu denken, ob sie nicht auch hier aus gleichen Ursachen entsproß. Und damit leitet unser Fingstspaziergang wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück. Denn gerade das Christentum zeigt so recht deutlich die verschiedenen Lebens- und Wachstumsfähigkeiten menschlicher Ideen.

Wenn man in der Geschichte blättert und schauernd von den zahllosen, durch Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Versuche liest, die „Fingstwunder“ der Apostelzerstreuung in einer wenig erbaulichen Weise zu realisieren, zuerst durch die Fingstbefehle unter Justinian und Theodosius, die bei Todesstrafe verboten, in ihrem Reich einem andern Kult als der Staatsreligion zu dienen, dann ähnlich unter Karl dem Großen, später durch die Kreuzzüge, die Befehle der Spanier in Mexiko und Südamerika, die mit dem Aussterben ganzen Völkerstämme endigten, wenn man ferner sich in der Gegenwart an die für Missionszwecke verausgabten Hunderte von Millionen erinnert (wenn man dieses Geld in Europa auf soziale Reformen verwenden würde!) muß man gewiß zugeben, daß alles geschehen ist und noch geschieht, um dem Christentum die größte Verbreitung auf Erden zu verschaffen. Es tritt überall mit dem ganzen Glanz der europäischen Kultur und auch mit der „Macht“ der weißen Rasse auf — und was sehen wir? Das „Fingstwunder“ verbläht dennoch allmählich. Von den 1800 Millionen Menschen, auf die man die Bevölkerung der Erde gegenwärtig schätzt, sind kaum 550 Millionen Menschen Christen, die sind in drei große, sich gegenseitig Neberei und Aberglauben vorwerfende Lager gespalten. Ueber 1250 Millionen Menschen sind noch immer Nichtchristen, davon 300 Millionen Mohammedaner (gegen 260 Millionen Katholiken und 170 Millionen Evangelische) und 600 Millionen Buddha- und Brahmagläubige. Der gesamte Erfolg der Missionen wird jährlich auf noch nicht eine Million Neugeborene berechnet. Das Christentum würde also gut noch immer weit über ein Jahrtausend brauchen, um wirklich eine Welt Herrschaft zu erlangen, wenn nicht der Kirchenaustritt wäre, den man in den letzten Jahren auf Erden auch auf eine Million schätzt, so daß tatsächlich die christliche Religion ihren Höhepunkt damit, daß sie nominell in drei sich befehdenden Konfessionen ein Viertel der Menschheit umfaßt, bereits überschritten hat. Der Islam dagegen ist noch in raschem Aufstieg begriffen; er erobert nachgerade ganz Afrika und macht in Indien rapide Fortschritte, die man zusammen in den letzten zehn Jahren auf annähernd 100 Millionen Menschen geschätzt hat.

Es erscheint in diesem Bilde unbegreiflich, warum die einzelnen Religionsysteme plötzlich an den Grenzen ihrer Verbreitung anlangen können. Das gleiche Phänomen blickt uns daraus an wie bei der Verbreitung der Lebewesen überhaupt. Wohl gerät man dabei zuerst, wenn man die tiefer verborgenen sozialen Zusammenhänge außer Acht läßt, auf den Gedanken, daß eben jede Religion an eine bestimmte Rasse geknüpft sei und ihren Vollbestand erreicht habe, wenn sie deren Kreis ausfülle. Aber bald sieht man ein, daß in letzter Hinsicht das doch keine Erklärung, sondern wieder nur dasselbe Problem ist. Denn wir wissen auch nicht, warum die Menschenrassen, die keineswegs bloß durch Klima und natürliche Grenzen von einander geschieden sind, warum sie sich überhaupt ausgebildet haben, warum sie verschiedene Lebensfähigkeiten besitzen, sodaß die Polynesier jetzt absterben, auch die Europäer trotz aller Kultur Rückschritte zeigen, während Neger und Mongolen gegenwärtig mächtig aufstrebend. Und so bleibt im Nachsinnen über die Legende vom Fingstwunder auch dem modernen Menschen, ein unlösbarer Nest von Gedanken im Kopfe, daß es überhaupt nur ein wahres Fingstwunder gibt, nämlich die Ausbreitung und geheimnisvolle Verteilung des Lebens auf Erden.

fliegender Samen.

Ein Fingstgespräch.

Die Welt war so friedlich. Es hatte sich lange Zeit ausgetümt und satt geregnet, daß die Erde troff von Nässe. Die Sonne hatte zu glühen und zu brennen und mußte Feuchtigkeit verdunsten, damit das Grün und der Erdboden wieder warm und trocken wurden. Jedes Blatt fehrte sich mit seinem grünen Leib zur Sonne und dehnte sich in ihr. Es wurde dick und fest, der Saft stieg gesund heraus und leuchtete in seiner jungen Frische. So stand der ganze Baum, so waren die Gärten, die Wälder und die Wiesen. In ihnen wiegten sich zu Tausenden die weißen, flaumigen Äugeln, die Fruchttträger, von denen sich fast unsichtbar lichte geflügelte Seelchen erhoben, durch die Welt schwebten und irgendwo samenbringend zur Erde sanken. Ein wunderbarer Flug, in seiner Leichtigkeit allumfassend bergend, was nur der Mensch Schönes,artes und Ewiges erinnern kann; so durch die Luft segelnd, großartig und doch nur ein federnder Hauch. Die ganze weite Ebene erstrahlte von diesen molligen, aufgeplusterten Schaumäugeln, die die Menschen Unkraut nennen.

Die Leute bewegten sich am Rosenweg dahin. Nicht einen Gedanken vermochten sie so spinnwebfrei und doch so sauber und festhaltend zu Ende denken, wie diese Wollhärchen sich zu einem geflügelten Gefüge zusammantaten. Wenn die Menschenhand daren griff, war das Kunstwerk zerstört. Aber nur zerstört, um vielfältig wieder aus der Erde zu erstehen.

Vater und Sohn kamen auch des Weges. „Ich habe mich so auf diese Ferien gefreut“, sagte der Vater. „Das kannst du gar nicht verstehen, du lebst mit deinen jungen Leuten zusammen. Ich sah währenddessen zu Hause und wartete auf dich.“ Er hielt still und sagte den Sohn bei den Schaltern und betrachtete ihn. „Das Milchgeschicht wirst du ja dann verlieren, wenn du erst deine Pfarre hast.“

„Vater,“ bat der Sohn, „sprich doch nicht von meiner Pfarre. Ich werde sie nie haben.“

Den Alten durchfuhr es schmerzhaft. „Mußt du mit solche Sorgen machen?“ Er stellte sich vor den Sohn hin. „Schau mir ins Gesicht und bekenne jetzt ganz ehrlich: Ist's wahr, daß du dem geistlichen Studium den Rücken lehren willst?“

„Ja, so ist's,“ erwiderte der Sohn. Da gingen die Beiden stumm eine Weile hin. In dem Gesicht des Alten arbeitete es. „Unsere gute Mutter,“ sagte er und vergaß, eine Träne zurückzuhalten. Die Leute, die auf dem Wege hinvanderten, überholten sie. Sie hatten es sich in der Hitze leicht gemacht und Röcke und Kragen ausgezogen. Mädchen hatten sich die Süte an den Arm gebunden und sich

die Arme vom Wust der Röcke freigemacht. Der alte sang sich an die Stirne. „Ach, könnte man sich da drin auch leicht machen, wie die sich der lästigen Kleider entledigen.“ Verweirteft ging er auf seinen Sohn los: „Sage, bist du denn noch mein Junge oder ein Fremder? Stannst du nicht mehr an das glauben, was dein Vater geglaubt hat, warum?“

„Das will ich dir sagen, Vater: das Christentum ist zu gut, als daß man es unter die Leute tragen kann, die sich mit diesem Glauben brüsten. Und die andern, die nach dem neuen Glauben streben, die brauchen es nicht. Wo stände ich nun, ein Priester ohne Gemeinde? Wie leer, wie erdenlos mühte ich werden, wenn ich als Christ leben wollte in einer Zeit, die kaum Raum hat, um einen Gedanken nur dieses Glaubens zu verwirklichen? Ein großer Dichter, der dahingegangen ist, wor vielleicht der letzte, der nach Christi Lehre zu leben veruchte. Es gelang ihm nicht und da mußte er aus der Welt in die Einsamkeit flüchten, wie ein Gehefter, dem es in seinem eigenen Körper vor der Religion graute, die den Menschen abgehorben war und die dennoch wie ein Totenschatten warnend im Dasein der Menschheit stand.“

„Aber man darf doch nur einzig und allein glauben. Ob reich, ob nieder, daß alle glauben können, war die Kraft dieser Religion.“

„Ja, wenn man den Glauben aus seinem Leben trennen könnte, ausschneiden wie einen Traum vom Bewußtsein. Der Reiche verüßt gegen diesen Glauben, weil er Schätze hat, die von seinen Mitmenschen erarbeitet sind. Der Arme, der nicht strebt, diese Ungerechtigkeit auszugleichen, wie verloren wäre er. Sein Glaube, der ihn so lahmlegte, wäre wie Hohn auf sein Menschstum. Diese brauchen eine Religion, die erhebt, etwas, das sie angeht, das in ihr Leben eingreift und kämpft gegen die Hebel, die den alten Glauben aus dem Leben der Menschen getrieben und in Steinernen eingemauert haben.“

Es folgte eine nachdenkliche Stille. Bögern fragte der Vater: „Und das wollt ihr gefunden haben, da draußen in den großen Städten? Wo ist der Glaube?“

„Witten unter uns, Vater. In mir, bei allen, die von ihrer Religion mehr verlangen als unbeweglichen Glauben. Wie die Welt geht und wächst, so erweitert sich auch die Religion. Aus der Legende wächst das Ableben der Alleen der ganzen Menschheit. Nicht daß der Glaube durch die Menschheit geht und sie bejwingt, unsere Religion besitzt in sich von vornherein das Gefühl für die Menschen, es offenbart sich in unserem Leid und unserem Glück.“

„Ich weiß von dieser Welt nichts,“ sagte der Vater triüb. „Nüchlich hellte sich seine Stimme auf. „Aber wie du predigen kannst! Und das ist für Gottes Wort verloren.“ Die letzten Worte klangen dem Alten hoffnungslos.

„Für Gottes Wort,“ wiederholte der Sohn. „Jetzt haben die Menschen das Wort. Sie haben lange schweigen müssen. Und ich will ihnen Lehrer sein. Kein Stellvertreter, kein Vermittler, einfach Lehrer, daß meine Schüler einst nicht schweigend hören sollen, sondern auch urteilen. Daß sie über ihren Lehrer hinauswachsen können.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Dann ist alles zu Ende, wenn das Heilige aus seiner Höhe herunterkommt und von Unberufenen betastet werden soll.“

„Vater, das ist es ja!“ rief der Sohn aus. „Darin lag ja die Härte des alten Glaubens, daß man ihn wie eine Kretur bewundern sollte. Wie grausam war das, keine Liebe zu den Menschen ist es. Wo hat sich das Gute zu fürchten, daß es von Menschen zerstört werden kann? Die Notwendigkeit der Liebe hat keine Liebe ausströmen dürfen. Die Liebe mußte leblos auf einem Sockel stehen. Jetzt, Vater, soll sie unter uns sein, jedem unter uns ein Stück ihrer Kraft mitteilen.“

„Du sprichst wie ein Prophet,“ sagte der Vater. „Ich begreife das nicht mehr. Aber wenn das andere lebt, wie du lebst, so will ich wenigstens Achtung vor dem Dasein haben.“

Der Sohn setzte sich auf eine Bank und schaute in die Ferne. Er nahm den Fingstsauber der jungblühenden

Erde in sich auf. Dann dankte er dem Alten: „Wie schön und wie stark ist das von dir, Vater. Und sich, jetzt gehören wir wieder zusammen, weil du das Neue nicht unterdrücken willst, sondern leben läßt. Dadurch erhebt du dich über die engen Wächter eines Glaubens hinaus, die da denken, wenn so viele Hände nach ihrer verfeinerten Liebe greifen und Seelen nach ihr verlangen, können sie widerstehen wie ihre kalten Herzen.“

Nun ruhten die Beiden auf der Bösung. Sie ließen die Wanderer an sich vorbeiziehen. Es war niemand unter ihnen, der nicht irgendwie seine innere Freudigkeit verret über den strahlenden Tag.

„Wie sich die Sonne segnend den Menschen mitteilt,“ sagte der Sohn zum Vater, „so soll sich die Religion in Liebe dem Geiste der Menschen geben.“

Sie schlossen sich dem Zuge der Wandernden an. Auf den Wiesen wuchsen die Flaumäugeln ins Unendliche hin und regten sich leise fliegend zu Millionen werdenden Lebens. Da sagte der Sohn:

„Man hat diese Bracht, die auf Erden lebt, wegen ihrer ungeheuren Zahl niedrig machen wollen — wie die Menschen, die arbeitsschaffend in allen Ländern der Erde sich erheben und zur Sonne verlangen.“

Die feuereffe Vulkans.

zum jüngsten Ausbruch des Aetna auf Sizilien

„Foco alla Montagna! Feuer auf dem Berg!“ — so hallt es jetzt wieder auf den Gassen und Gäßchen von Acireale und Bronte, von Taormina und Catania. Bekannt und entsetzt schauen hunderttausend Augen das fürchtbar-schöne Schauspiel; und Tausende liegen auf den Knien vor den Altären und flehen um Schutz und Rettung. Die Erde bebt, der Boden scheint sich in trampartigen Zudungen zu bewegen — und dann öffnen sich die Schüünde, um lobende Blut aus der Tiefe emporzuführen. Noch ragen der Meerenge von Messina entlang die Ruinen; die schauerlichen Berge der Katastrophe von 1908. Und nun regen sich in unmittelbarer Nähe die Feuergealten der Erde. In der Umgebung des Aetna sanken schon mehrere Ortschaften in Schutt und Trümmer, und um die Krone des Berges stammt wie so oft schon wieder das gigantische Feuerwerk der Girandola, der „Feuergarbe“, aus der Glutbomben gleich Leucht-fingeln emporsteigen als Vorboten einer gewaltigen Eruption!

„Foco alla Montagna!“ — Seit Menschengedenken steigen die wildzerriffenen Gänge des Aetna, eines breit hingelagerten Bergkessels, steil aus den Mittelmeer empor; seit Menschengedenken lag in stillen Zeiten die graublau Rauchsäule über dem Gipfel; seit Menschengedenken aber auch folgten in mehr oder minder langen Zwischenräumen auf die Perioden der Ruhe graufraie Ausbrüche, eingeleitet von verheerenden Erdbeben.

Der Aetna war der Feuerberg der Alten. In ihn versetzte die Fantasie der Mittelmeervölker den Feuergott, den Hephaistos Griechenlands, den Vulkan der Römer. Noch rauchte so in der vorchristlichen Zeit nicht der Vesuv, und die übrigen Feuerberge waren zu entlegen oder zu unbekannt, um neben dem Aetnarieten beachtet zu werden.

Bis in 3318 Meter Höhe ragt sein Gipfel empor. Vergedens müßten sich trotz der südlichen Lage Baum und Strauch, um bis in solche Höhe vorzudringen. Weit unterhalb müssen sie halt machen und die Höhe allein der Fels- und Schneewüste überlassen. Feuer und Eis vermählten sich hier oben: der Gipfel ist stets schneebedekt; nur wenn aus tiefsten Kratern die Glutmassen emporbringen, schmilzt der Schnee, und Wasser und Schutt wälzen sich in verheerendem Schlammstrom zutal.

Einst hing Italien über Sizilien mit dem afrikanischen Festland zusammen. Eine breite Landbrücke erstreckte sich von Kalabrien nach Tunis hinüber; heute noch in dem Verlauf der Gebirgsketten erkennbar. Wahrscheinlich hat sie noch der eiszeitliche Mensch benutzen können, um, vor dem Schrecken der Kälte zurückweichend, das wärmere Afrika zu erreichen. Jedenfalls aber war bereits gegen Ende der Eiszeit die Landverbindung unterbrochen. Risse und Sprünge entstanden in der festen Erdkruste. Sie schlossen mächtige Schollen ein, die in dem zermürkten Chaos bald in die Tiefe hinabgequetscht, bald aufgestaut und emporgehoben, anderorts gar umgestürzt oder völlig zertrümmert wurden. Fast allein blieb die Insel Sizilien zwischen Afrika und Italien erhalten, aber auch sie ist ganz von Bruchlinien und Störungsstellen durchsetzt. Unabsehbare Zeiten werden vergehen, bis diese Wunden verbarstet sind. So lange werden die Schollen der hier geborbenen Erdrinde sich gegeneinander verschoben können und Gebirgs- und Senkungsgebiete